Anat.
108
e

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Digitized by Google

<36630671600015

<36630671600015

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Über die

wahrſcheinliche

Lebensdauer

des

Menſchen.

Eine am 28. Januar 1843

im wiſſenſchaftlichen Vereine

gehaltene

Vorlesung

von

J. L. Casper, Dr.

Berlin, 1843.
Bei F. Dümmler.

504. B.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Digitized by Google

Vorwort.

Die nachfolgenden Blätter ſind nicht nur dem Inhalte, ſondern zumeiſt ſelbſt der Form nach einem größern Werke entnommen, das der Unterzeichnete vor acht Jahren unter dem Titel: „Die wahrſcheinliche Lebensdauer des Menſchen in den verſchiedenen bürgerlichen und geſelligen Verhältniſſen" u. ſ. w. in demſelben Verlage, in welchem dieſe Schrift jetzt erſcheint, bekannt gemacht hat. Nur allein die Zahlenmaſſen, Tafeln, wie überhaupt das geſammte wiſſenſchaftliche Rüſtzeug des größern Ganzen ſind in dieſem Abriß unterdrückt, der den Zweck hatte, in dem kurzen Zeitraume Einer Stunde einem gebildeten Kreiſe von Zuhörern und Zuhörerinnen Berlins aus allen Ständen etwas Gemeinfaßliches über das gewählte Thema zu gewähren. Aus dem oben angeführten Grunde hat der Verfaſſer ſich nur ſchwer entſchloſſen, auch dieſen kurzen Abriß noch dem Drucke zu übergeben. Wenn dies nun

Digitized by Google

hier dennoch geſchieht, ſo mögen ihn die ihm allſeitig geäußerten, ehrenvollen Wünſche und die Betrachtung entſchuldigen, daß es kein der Wiſſenſchaft unwürdiges Unternehmen genannt werden kann, wenn ſie ihre Forſchungen in gedrängter und paſſender Form auch den nicht eingeweihten, nach Wiſſen Strebenden zu überliefern verſucht.

Casper.

Digitized by Google

Wenn auch „das Leben der Güter Höchſtes nicht iſt“, wie der Dichter ſagt, ſo wird man doch Niemandem es williger zugeben, als dem Arzte, deſſen Wiſſenſchaft ausſchließlich der irdiſchen Seite des menſchlichen Daſeins zugewendet iſt, daß das Leben ein ſehr hohes Gut, und daß ſeine möglichſte Verlängerung bei geſundem Geiſt im geſunden Körper der natürlichſte, wie der allgemeinſte Wunſch ſei. Zu der Ehre berufen, hochverehrte Anweſende, vor Ihnen heute die, an dieſem Orte noch nicht repräſentirt geweſene mediciniſche Facultät zu vertreten, habe ich deshalb geglaubt, der Schwierigkeit, welche grade dieſe Facultät vor allen Andern hat, ſich einem gemiſchten Zuhörerkreiſe gegenüber zu ſtellen, am ſicherſten zu begegnen, wenn ich für meine Betrachtung das Thema von der menſchlichen Lebensdauer nach deren verſchiedenen Bedingungen wählte.

Wie ſehr auch im Einzelfalle der Tod eines Menſchen ein Zufall ſcheinen mag, ſo hat doch die Beobachtung im Großen gelehrt, daß, weit entfernt von einem bloßen, blinden Zufalle, Leben und Sterben, auch dem Zahlenverhältniſſe nach, gewiſſen feſten und unwandelbaren Geſetzen folgen. Man hat gefunden, daß nicht nur in größern Bevölkerungs-Maſſen die Sterbefälle ſich in gewiſſen, ſtehenden Verhältniſſen immer wiederholen, ſondern daß namentlich auch die verſchiedenen Altersklaſſen in einer gewiſſen Regelmäßigkeit ausſterben. Die Beobachtung dieſer Geſetze des Todes führte

auf die Erfindung der ſogenannten Mortalitätstafeln, welche jene Regelmäßigkeit, und alle ihre wichtigen Folgen für die Bevölkerung anſchaulich machen, und aus welchen dann wieder die wahrſcheinliche und die mittlere Lebensdauer berechnet werden kann. Die Wiſſenſchaft feiert bei dieſen Unterſuchungen einen erhebenden Triumph, wenn ſie den Tod ſelbſt wieder für das Leben und die Lebendigen fruchtbar macht. Der hohe Aufſchwung, den dieſelbe auch in dieſer Richtung genommen hat, iſt ſonach gewiß eine erfreuliche Thatſache. In ſeinem bekannten Werke „von der göttlichen Ordnung“ führte Süßmilch noch ganz weitläuftig an, daß man aus Mortalitätstafeln „die Größe der Stadt Ninive zur Zeit des Propheten Jonas“ beſtimmen könne, bei welchem geſchrieben ſteht: „mich ſollte nicht jammern Ninive, „ſolcher großen Stadt, in welcher ſind mehr denn **120,000** „Menſchen, die nicht wiſſen Unterſchied, was recht oder link „iſt“, woraus Süßmilch, dieſe Menſchen als Kinder bis zum 4ten und 5ten Jahre annehmend, durch einen allerdings einfachen Proceß nach der Mortalitätstafel berechnet, daß Ninive etwa um jene Zeiten 1½ Millionen Einwohner gehabt haben müſſe. Und von ſolchen wiſſenſchaftlichen Spielereien hat man ſich nun in neuern Zeiten bis zu der Höhe erhoben, daß man gegenwärtig die Ergebniſſe der Sterblichkeit und Lebensdauer in einer Bevölkerung als den Maaßſtab ihres relativen Glückes betrachtet. Dieſe Anſicht wird in der That augenblicklich klar, ſobald man den Reichthum eines Staates, ſein Menſchencapital, mit einem Geldcapital vergleicht. Denn ſo wie es bei Letzterm zur Beförderung des Reichthums eben ſo wichtig iſt, die gewonnenen Schätze zu erhalten, als urſprünglich ſie zu erwerben, ſo iſt es bei dem Menſchencapital für das Land in der That noch wichtiger, die geſchaffene Summe, die Geburten, längſtmöglich zu erhalten, als Capital ſelbſt, Menſchen, immer wieder neu herbeizuſchaffen. Man denke nur an die

unnütz verſchwendeten Millionen, die alljährlich in jedem großen Lande für die in den Kinderjahren dahingerafften Menſchen aufgezehrt werden, an das Elend, das Tauſenden von Eltern dadurch erwächſt, daß ihre Kinder, durch frühes Abſterben, nicht Zeit genug behalten, ihnen durch eignen Erwerb die gebrachten Opfer zu erſetzen, und man wird begreifen, daß in einem Lande, das eine günſtige Lebensprobabilität hat, das allgemeine Maaß des äußern Volksglücks viel höher ſtehen wird, als in einem andern Lande mit halb ſo kurzer Lebensdauer der Gebornen. England, trotz ſeiner Chartiſten, das Land der größten materiellen Volkswohlfahrt in Europa, hat auch die größte mittlere Lebensdauer.

Den zunächſt liegenden Unterſchied unter den Menſchen bietet das verſchiedene Geſchlecht, und hier zeigt ſich ſogleich, wenn man die verſchiedenen Bedingungen der Lebensdauer erforſcht, eine ſehr merkwürdige Differenz, die alle guten Beobachter gleichmäßig aufgefunden haben, ich meine: die größere Lebensdauer, oder beſſer: das langſamere Ausſterben des weiblichen Geſchlechts. Nur die erſten Kinderjahre, wenigſtens in Berlin, wahrſcheinlich aber auch in andern großen Städten, ſo wie die Jahre der erſten Jugendzeit, zeigen eine, wenn auch nicht ſehr erhebliche Ausnahme von dieſer merkwürdigen Regel, der Bevorzugung des weiblichen Geſchlechts vor dem Unſrigen in Beziehung auf Lebensdauer, das hiernach nicht mehr das „ſchwächere Geſchlecht" genannt werden ſollte. In jeder großen Bevölkerung giebt es mehr alte Frauen, als alte Männer. Auf 1 Million Lebender in Preußen erreichen 70 Jahre und darüber nur 1830 Männer, aber 1915 Frauen. Ganz ähnliche Reſultate hat Wargentin für Schweden, Rickmann für England und Wales bekannt gemacht. Ob bei dieſer größern Longevität der Frauen die allerhöchſten Lebensjahre doch wieder nur von Männern vorzugsweiſe erreicht

werden, (wie man wohl annehmen möchte, wenn man ſich erinnert, daß die von Zeit zu Zeit in den öffentlichen Blättern bekannt werdenden Fälle von Menſchen, die bis zu 100 Jahren und darüber gelebt hatten, in der Regel Männer betreffen,) dürfte eine ſchwer zu beantwortende Frage ſein. Wenn Erfahrungen von mehr als 100 jährigem Alter überhaupt nur ſpärlich vorliegen, ſo iſt deren Authenticität in der Regel nicht ſo leicht anzunehmen. So hochbetagte Leute wiſſen ihr Alter ſelten genau anzugeben: von ihren Zeitgenoſſen lebt längſt Niemand mehr; und wenn an Orten, wo ſeit mehr als einem Jahrhundert gute Kirchenbücher geführt und aufbewahrt worden, das wahre Alter ſolcher Greiſe auch wohl genau zu ermitteln wäre, ſo weiß man, wie ſelten dies geſchieht. Immerhin bilden Fälle von mehr als hundertjähriger Lebensdauer eine Ausnahme, die die allgemeinen Geſetze des Lebens und Sterbens nicht berühren kann, und der angeführte Unterſchied zwiſchen beiden Geſchlechtern bleibt jedenfalls beſtehn. Die Wichtigkeit deſſelben, namentlich für Wittwenkaſſen und Lebens-Verſicherungs-Geſellſchaften, iſt einleuchtend, und viele ältere Vereine der Art ſind vielleicht mit deshalb zu Grunde gegangen, weil ſie dieſen Unterſchied bei ihrer Stiftung nicht gehörig berückſichtigt hatten. Aber auch in der neueſten Zeit geſchieht dies noch immer nicht, wie Finlaiſon's und Villermé's Klagen für England und Frankreich beweiſen, wie ich denn auch ſelbſt in den Plänen einiger deutſchen Lebens-Aſſecuranz-Geſellſchaften gar nichts über dieſen Unterſchied in der Lebensdauer beider Geſchlechter ausgeſprochen gefunden habe

Dem Verſuche nun dieſen Unterſchied einigermaaßen genügend und wiſſenſchaftlich zu erklären, ſtellen ſich ſehr große Schwierigkeiten entgegen. Dieſen Unterſchied zu deuten, reichen zunächſt die Momente, die bei Pflanzen und Thieren Einfluß auf die kürzere oder längere Lebensdauer der Gattungen haben, keinesweges aus. Niederes Leben

und unvollkommnere Organiſation, wie die kryptogamiſchen Pflanzen und wirbelloſen Thiere, haben eine kürzere Dauer, als die entgegengeſetzten Organismen — aber man wird den Mann in dieſer Beziehung nicht gegen das Weib zurückſtellen wollen. Die Lebensdauer der Pflanzen und Thiere ſteht im Allgemeinen mit der Dauer des Wachsthums und ihrer Entwicklung in umgekehrtem Verhältniß. Fungen und Infuſorien entſtehen ſchnell, ſind raſch vollſtändig entwickelt und — erſtorben, während die Palme, während Fiſche und Eidechſen nur ſehr langſam zu ihrer vollen Entwicklung herangedeihen, dagegen ein ſehr langes Leben haben. Aber — das Weib iſt jedenfalls körperlich, wie geiſtig, raſcher vollſtändig entwickelt, als der Mann, und lebt doch länger. Die überwiegende Senſibilität und Reproduction und ein ruhigeres Gleichmaaß der pſychiſchen Vermögen im Weibe ſcheinen mir dieſe längere Lebensdauer deſſelben zu erklären. Aus erſterm Grunde unterliegt der weibliche Körper weit mehr als der männliche den weniger lebensgefährlichen Senſibilitätskrankheiten, z. B. allen Krampfformen, von den wenig bedeutenden ſogenannten Vapeurs an bis zu der lebensbedrohenden Eclampſie, während der Mann ſeinerſeits mehr den acuter und gefährlicher verlaufenden Irritabilitätskrankheiten unterworfen iſt, z. B. allen Entzündungen. Die überwiegende Reproduction des Weibes bedingt einen raſcheren Erſatz des Conſumirten, z. B. ſchnelleres Wiederwachſen der Haare nach deren Verluſt in hitzigen Krankheiten — in welchen, ſo häufigen Fällen, beiläufig geſagt, ſämmtliche ſo zudringlich gerühmte Haarwuchs befördernden Mittel gleich vortreffliche Dienſte leiſten, weil ſie hier — alle überflüſſig ſind. Das Gleichmaaß der Seelenkräfte beim Weibe endlich bewahrt daſſelbe mehr als den Mann vor jenen heftigen pſychiſchen Schwankungen und Extremen, die, allen Anzeichen nach, nicht unweſentlich lebensverkürzend wirken. Verhehlen wollen wir uns übrigens nicht, daß dieſer

Verſuch, das Warum? in der hier betrachteten, ſo merkwürdigen Differenz in der Lebensdauer beider Geſchlechter zu erklären, wie alles Beſtreben, den letzten Grund in den Lebensäußerungen zu entdecken, ewig ein Unvollkommenes bleiben wird, weil das Leben an ſich ein ewiges Räthſel iſt. Wir dürfen auch anerkennen, daß die Medicin in ihren ſtatiſtiſchen Theil genug thut, wenn ſie jene Aeußerungen der Lebenskraft thatſächlich verfolgt und erforſcht, worin ſie auch namentlich der Praxis im wiſſenſchaftlichen, wie im Verwaltungsleben vollkommen genügt

Zu bedauern iſt es, daß etwas Thatſächliches der Art von irgend einer Bedeutung noch gar nicht für die Unterſuchung geliefert iſt: wie ſich die Dauer des Lebens in den verſchiedenen Ständen und Beſchäftigungen der Menſchen abſtuft. In einem neuern Werke eines engliſchen Arztes, des Herrn Turner Thakrah, finden ſich einzelne lehrreiche Nachrichten, es fehlt aber darin gänzlich an maſſenhaften Erfahrungen, die doch wohl in Großbrittanien hierfür leichter zu ſammeln ſind, als auf dem Feſtlande. Noch weniger genügend iſt ein anderes neueres engliſches Werk von Madden, daß nur Gelehrte und Künſtler betrachtet, und mehr der Unterhaltungs-Literatur angehört. Und doch muß es Verwunderung erregen, daß man ſich nicht ernſtlich und tiefer mit dieſen allerdings mühſamen Unterſuchungen beſchäftigt hat, da grade hier die allerwichtigſten und folgenreichſten Fragen des alltäglichen Lebens zur Entſcheidung kommen. Iſt ein Leben in freier Luft, z. B., wie es der Land- und Forſtmann vor dem Stubengelehrten voraus hat, in der That ſo geſund, wie man behauptet? Aber jenes Leben bietet doch hundertfach mehr Veranlaſſung zu Erkältungskrankheiten, mit ihren ſchädlichen, oft tödtlichen Folgen, denen der Stubenſitzer weniger ausgeſetzt iſt. Iſt es gegründet, was man täglich hört, daß der ſitzende Beamte ſich in ſo großem Nachtheil gegen Stände befinde,

die eine regere, körperliche Bewegung bedingen, wie z. B. der Soldatenſtand? Daß durch das Sitzen Krankheiten entſtehen, gegen die in vielen Fällen wohl Linderung, nicht aber gründliche Hülfe geſchafft werden kann? Aber zeigen nicht die alljährlich ſich mehr häufenden Jubelfeſte im Beamtenſtande, die durchſchnittlich ein 70jähriges Lebensalter vorausſetzen laſſen, daß das berüchtigte „Sitzen“ doch nicht ſo ſchlechthin lebensverkürzend wirke? Neben dieſen Widerſprüchen zu wie viel halb und ganz falſchen Sätzen verleiten nicht einzelne Erlebniſſe und Beiſpiele! Weil Claude Lorrain 82 Jahre, Teniers 84, Michel Angelo 90, Titian gar 96 Jahre alt geworden, erreichen die Maler ein hohes Lebensalter — aber — Raphael Sanzio ſtarb zu 37, Correggio zu 40 Jahren. Wenn ein junger Sänger eine Bühne betritt, hört man von allen Seiten die Beſorgniß: daß er an der Schwindſucht ſterben werde, weil eben Sänger und Sängerinnen an der Schwindſucht ſterben müſſen — aber die Mara ſtarb bekanntlich erſt vor wenigen Jahren im höchſten Alter, und vor einem Jahrzehnd ſtarb bei Parma Signor Gulmini, zu ſeiner Zeit der erſte Tenoriſt Italiens im Alter von 138 Jahren, wie die Zeitungen meldeten, denen wir hier immerhin noch 10, ja 20 Jahre ſtreichen können. Aus dieſem Wirrwarr der Meinungen, Traditionen, Einzelfälle können nur Unterſuchungen im Großen, Maſſenerfahrungen, erretten.

Um zu ſolchen Erfahrungen im Großen zu gelangen, ſchien es mir zweckmäßig, zunächſt die verſchiedenen Stände und Beſchäftigungen der Menſchen nach gewiſſen Haupt-Kategorieen und zwar ſo zu unterſcheiden, daß nur weſentlich durch verſchiedenartiges Leben verſchiedene Klaſſen einander gegenübergeſtellt würden, wobei auf körperliches, wie geiſtiges Treiben in ſo weit Rückſicht genommen werden mußte, als davon ein Einfluß auf Geſundheit und Leben, nach allgemeinen Erfahrungen, vorausgeſetzt werden konnte.

So habe ich denn für eine, nach den erreichten Lebensjahren von faſt 4000 Verſtorbenen conſtruirte Tafel nach Ständen und Beſchäftigungen folgende Klaſſen berückſichtigt, deren Aufſtellung einige Erläuterung erfordert.

1. *Geiſtliche*; Männer, die auf ein höchſt regelmäßiges, nüchternes Leben hingewieſen ſind, das ſie, bei mäßigen Anſprüchen, drückender Sorgen enthebt, und bei denen, da die Mehrzahl der von mir Verglichenen Landprediger waren, ein faſt gleichmäßiger Wechſel zwiſchen Zimmerſtudien und körperlicher Bewegung in freier Luft Statt findet.

2. *Militairs*. Die Sonderung dieſes Standes von allen übrigen für unſer Thema rechtfertigt ſich bei den vielen Eigenthümlichkeiten der Lebensweiſe von ſelbſt. Die nach dem erreichten Alter betrachteten verſtorbenen Militairs waren übrigens ſämmtlich Offiziere.

3. *Beamte*. Mit Beſeitigung aller unweſentlichen Titulatur- und Rangverſchiedenheiten habe ich die Klaſſe der Staatsdiener im Civil nur nach ihren beiden Haupt-Kategorieen abgeſondert betrachten zu müſſen geglaubt, weil die Eine, die Subaltern-Beamtenklaſſe, Reil's Schreib- und Rechenmaſchienen, ein vorzugsweiſe ſitzendes und eintöniges Leben führt, den Geiſt wenig oder gar nicht anſtrengt, bei kleiner Beſoldung und oft gedrückt von häuslichen Sorgen, allen verfeinerten Genüſſen u. ſ. w. ziemlich fern gehalten wird, während die Andre, die Klaſſe der höhern Beamten, in allen wichtigern Beziehungen des Lebens von jener ſich unterſcheidet, weniger anhaltend und ununterbrochen ſitzt, fortwährend den Geiſt anſtrengt, und bei höhern Beſoldungen, wie durch Geburt, Stand und Verbindungen mehr auf höhere Verhältniſſe angewieſen, im Allgemeinen behaglicher und genießender lebt. Um nun in einer Anzahl von faſt 1000 nach ihren Biographieen verglichenen verſtorbenen Menſchen aus dem Beamtenſtande möglichſt das Rechte zu

treffen, habe ich alle Solche, die Univerſitätsſtudien gemacht hatten, zu den höhern, und nicht ſtudirte Beamte zu den Subalternen gerechnet, abgeſehen von ihren ſpäter erworbenen Titeln, die keinen Anhaltspunkt abgeben konnten.

4. Praktiſche Aerzte, ein Stand, der durch ſein ruheloſes Treiben, durch die große Unregelmäßigkeit in allen Beziehungen des Lebens, durch die unaufhörlich gleichzeitige Anſtrengung des Geiſtes und Körpers allein ſchon weſentlich ſich von allen andern Ständen unterſcheidet. Es ſind aus dieſem Stande 700 Verſtorbene nach dem von ihnen erreichten Alter verglichen worden.

5. Künſtler; der Stand, in welchem die Phantaſie ihre Herrſchaft übt, gleichviel ob ſie ihre Gebilde in Leinwand, Marmor, Tönen oder Druckpapier verkörpert, weshalb ich in der Rubrik der Künſtler: Maler, Bildhauer, Muſiker, Dichter, Schauſpieler zuſammengefaßt habe.

6. Lehrer. Bei weitem die Mehrzahl der verglichenen Individuen waren Schullehrer geweſen, ein Stand, der ſich wohl auch deutlich von andern abgränzt.

7. Kaufleute; der Stand des regſamen Erwerbens, wo eben die geiſtige und körperliche Thätigkeit nur dieſes Eine Ziel verfolgt, der Stand der Wohlhabenheit, wie man ihn im Allgemeinen wohl bezeichnen kann, wenn man andern der hier betrachteten Stände gradezu das entgegengeſetzte Beiwort geben muß. Endlich

8. wird ſich die Aufſtellung der Klaſſe: Landwirthe und Forſtleute von ſelbſt rechtfertigen, als Repräſentanten des Naturlebens in geiſtiger, wie körperlicher Beziehung.

Aus einer Vergleichung der Lebensalter, welche die hier betrachteten 4000 Männer erreicht hatten, ergiebt ſich nun, daß 70 Jahre und darüber alt geworden waren: von je 100 geſtorbenen Geiſtlichen: 42, von 100 Landwirthen 40, höhern Beamten 35, Militairs 32, Künſtlern 28, Lehrern 27, Aerzten nur 24. Ueberraſchend ſind hier beſon-

ders die beiden Extreme, die hohe wahrſcheinliche Lebensdauer der Theologen und die geringe der Mediziner, zwiſchen welche ſich auch hier, wie in dem Range der Facultäten, die Juriſten in die Mitte ſtellen. Wenn man nach dieſen Ergebniſſen ſieht, daß von **100** Geiſtlichen nicht weniger als **42** über **70** Jahre alt werden, ſo wird man ſich nicht mehr wundern, die Beſchreibung der von Predigern gefeierten Jubelfeſte, wie es in der That der Fall iſt, unter den gewöhnlichſten Zeitungsnachrichten zu finden, wie man auch ſelten unter den alltäglichen Todesanzeigen in den Tagesblättern das Alter eines verſtorbnen Geiſtlichen minder als in den höhern Sechzigern, wenn nicht weit darüber, bemerkt finden wird. Welches ſind nun wohl die Gründe, die dieſem Stande den Vorzug der längſten Lebensdauer ſichern? Unſtreitig jene große Regelmäßigkeit des Lebens, jener Mangel an geiſtigen und körperlichen Ueberreizungen und Anſtrengungen, jene Sorgenfreiheit in einer, wenn auch beſchränkten Sphäre, jene wohlthuende Abwechſelung von mäßiger geiſtiger Thätigkeit und körperlicher Bewegung in freier Luft, die wohl von den, von uns verglichenen größtentheils Land-Geiſtlichen vorausgeſetzt werden können. Man denke ſich das Leben ſolcher Männer, und frage dann: wo hier die bedeutende Friction zu ſuchen ſei, die eine frühe Zerſtörung der Maſchine bedingen könnte? Kein Stand lebt unter ähnlichern Verhältniſſen als der der Landwirthe und Forſtleute, und höchſt anziehend iſt es zu ſehn, was ſich aus einer näheren Vergleichung der ſo eben mitgetheilten Zahlen durch die einzelnen Lebensalter ergiebt, in welcher gleichmäßigen Parallele die Lebenslinie beider Stände fortläuft. Indeß kein Einfluß auf das Leben iſt einſeitig nützlich oder ſchädlich, ſo namentlich gewiß auch nicht das viele Leben in freier Luft an ſich lebensverlängernd, wie wir es an den oben verglichenen Militairs wahrnehmen mögen, die gewiß mehr

als alle übrigen Stände in der freien Luft leben, und von denen doch nur kaum $\frac{1}{3}$ über das 70ſte Jahr hinaus gelangt. Wenn ich noch vorübergehend darauf aufmerkſam mache, daß die höheren Beamten einen nicht unbedeutenden Vorzug in der Longevität vor den Subaltern-Beamten voraus haben, und den beſtbegabten Ständen am nächſten ſtehn, ſo verweile ich noch einen Augenblick bei der Klaſſe der Aerzte, von denen man noch nicht gewußt hatte, daß ihnen unter allen Ständen die kürzeſte Lebensdauer beſchieden ſei, wenn auch im Einzelnen das frühe Abſterben der Aerzte ſchon Manchem aufgefallen war. So rief ſchon Patiſſier, ſelbſt Arzt, aus: Anderen nützend, verzehren ſie ſich, Andere heilend, ſterben ſie. Auch Voltaire wunderte ſich, unter allen 100jährigen Greiſen, von denen er ſich Kunde verſchafft, Keinen von der mediciniſchen Facultät gefunden zu haben, und erzählt, daß Ludwig **XIV.** *vierzig* ſeiner Aerzte überlebt habe, was bei der außerordentlich großen Menge von Medicinalbeamten am altfranzöſiſchen Hofe, und dem hohen Alter von 77 Jahren, das Ludwig **XIV.** bekanntlich Selbſt erreichte, keineswegs unglaublich iſt. Welchen Urſachen nun iſt es zuzuſchreiben, daß der ärztliche Stand auf der Skala der wahrſcheinlichen Lebensdauer ſo tief ſteht? Es giebt wohl keinen Beruf, der die Kräfte des Körpers und des Geiſtes gleichzeitig ſo mächtig in Anſpruch nimmt, als eben der ärztliche, keinen Stand, der ſo wenig ein vollſtändiges Ausruhn, eine wohlthuende Regelmäßigkeit des äußern und innern Lebens geſtattete, und wo Anſtrengungen, Witterungseinflüſſe, Störungen der nächtlichen Ruhe, Gemüthsbewegungen aller Art in unausgeſetztem Wechſel in ihrem ſchädlichem Einfluße ſich ſo verbänden, um die Geſundheit allmählig, aber ſicher, zu untergraben. Dazu kommt, daß allerdings, wenn es auch beſtritten worden, nicht gar zu wenige Aerzte in Folge von Anſteckung ſterben, und ſo wird es, die wichtige Sache wiſſenſchaftlich-ernſt genommen, wohl

Digitized by Google

keiner Widerlegung des oft ausgeſprochenen Stachelſatzes bedürfen, daß das Wohlleben, der ſchleichende Selbſtmord des Lebemannes, die Jahre der Aerzte abkürze. In unſere Liſten ſind bei weitem mehr Aerzte des platten Landes aufgenommen, als Aerzte aus Städten, und nur die allerwenigſten aus großen Städten. Die Landärzte unſerer Zeit aber einer zu großen Ueppigkeit zu zeihen, wäre wohl eine zu bittre Satyre, die der Stand nach ſolchen, hier dargelegten Ergebniſſen, gewiß nicht verdient, der ohnedies der Satyre genug, von Molière bis auf Göthe, um nur dieſe hier zu nennen, über ſich ergehen laſſen mußte.

Verfolgen wir den Einfluß der verſchiedenen Lebensweiſen noch weiter, ſo begegnen uns die lehrreichen Ergebniſſe, die man neuerlich in England bei den Unterſuchungen über die Sterblichkeit in den Agrikultur- und Manufacturdiſtrikten des Landes gewonnen hat. Wenn man die Bevölkerungsliſten der 42 engliſchen Grafſchaften in Beziehung auf die Sterblichkeit unterſucht, und die Grafſchaften, nach der in England üblichen Eintheilung, je nach Ackerbau-, Manufaktur-, und aus beiden Beſchäftigungen gemiſchten Diſtrikten eintheilt, ſo ergiebt ſich der erhebliche Unterſchied, daß wenn in ſolchen Länderſtrichen in England, wo der Ackerbau die Hauptbeſchäftigung der Bewohner ausmacht, erſt von 58 Einer ſtirbt: in jenen Grafſchaften, wo die Mehrzahl der Bevölkerung in Fabriken ihr Leben zubringt, ſchon von faſt 52 Einer ſtirbt. Daß hier nicht ein bloßer Zufall, nicht andre Gründe obwalten, als dieſe verſchiedene, ja ſich recht eigentlich entgegengeſetzte Lebensweiſe der Menſchen, erhellt ſchon daraus, daß in den ſogenannten gemiſchten Diſtrikten, wo man ſich theils mit Bebauung des Bodens, theils mit Fabrikarbeit beſchäftigt, auch das Sterblichkeitsverhältniß der Bewohner grade das entſprechende Mittel hält. Ja, ohne alle vorliegende Thatſachen wird man einen weſentlichen Unterſchied in der Le-

bensdauer vermuthen müſſen, wenn man auf der einen Seite Menſchen betrachtet, die in freier Luft ein landwirthſchaftliches Leben führen, bequem auseinander wohnend, allen Verderbniſſen der Großſtädter fern gehalten, und andrerſeits die aufeinander gehäufte Menſchenmaſſe beachtet, die in geſchloſſenen Räumen ihre phyſiſchen Kräfte aufbietet für ein elendes Tagelohn, und die in den aufreibendſten, gemeinſten Genüſſen ſich gleichſam an ihrem Schickſal rächt. Wird man nicht ſchon a priori eine kurze Lebensdauer bei ſolchen Menſchen annehmen dürfen, wenn man zu Allem noch die vielen unmittelbaren Schädlichkeiten hinzurechnet, denen dieſe Unglücklichen durch Dämpfe, Dünſte, Hitze, Verletzungen durch Maſchinen u.ſ.w. ausgeſetzt ſind? Und darf man ſich wundern, eine verhältnißmäßig ſo geringe Lebensprobabilität (die überall durch große Sterblichkeit in den Kinderjahren mit bedingt wird,) in ſolchen Fabrikdiſtrikten zu finden, wenn man daran denkt, welche Art von phyſiſcher Erziehung die Kinder ſolcher Armen erhalten müſſen, und wenn andrerſeits die gewerbliche Induſtrie in den neuern Zeiten die Kinder ſelbſt in ſolchem Uebermaaße für ihre Zwecke zu benutzen ſich beeifert hat, daß die Geſetzgebungen, nicht bloß in unſerm Vaterlande, ſich bereits genöthigt geſehen, gegen den Mißbrauch hierin kräftig einzuſchreiten. Es iſt die edelſte Aufgabe der Medicin, der Lebenserhaltungskunſt, einer ſolchen Zeittendenz mit Ernſt entgegen zu treten, und ſo dürfte es wohl auch hier nicht am unrechten Orte ſein, hierüber noch einige Thatſachen anzuführen, die der wackere Sadler, der Wilberforce für jene Unglücklichen, in ſeiner 1834 im Unterhauſe gehaltenen Rede, betreffend die Acte zur Abkürzung der Arbeitsſtunden der Kinder in den Fabriken, dem Parlamente vorgehalten hat. — „In mehreren Spinnereien, ſagte Sadler, iſt ein entſetzlicher Staub, der ſehr ſchädliche Wirkungen haben muß. In einigen, wo man ſehr feines Baumwol-

lengarn macht, iſt es nothwendig, die Luft zu erwärmen; ein Theil der Arbeit beſteht darin, das Garn durch ſehr heißes Waſſer zu ziehen, in welches die Kinder fortwährend ihre Arme tauchen müſſen. Die Dämpfe und das ſprizzende Waſſer näſſen ihre Kleider ſo, daß man es ſehr leicht aus denſelben ausdrücken kann. Und in dieſem Zuſtande müſſen die Kinder in den Wintermonaten, zitternd und vor Kälte faſt erſtarrt, zu Hauſe gehen.“ Will man aber recht grell ſehen, zu welcher Nichtachtung von Menſchenleben eine ungezügelte, induſtrielle Habſucht führen kann, ſo höre man noch folgende Stelle aus Sadlers trefflicher Rede, die ein wichtiges Zeitdocument bleibt: „der pünktliche und frühe Dienſt iſt durch eigene Geldſtrafen geſichert, ſo daß ein Kind einen großen Theil ſeiner Löhnung verliert, wenn es Morgens einige Minuten zu ſpät kommt. Dieſe außerordentliche Genauigkeit vermehrt die Leiden dieſer armen Kinder, weil die Eltern, die keine Uhr haben, ſie meiſt zu früh aufwecken, damit ſie nur mit dem Schlage in der Fabrik ſind. Aber ſelbſt trotz ſeiner Pünktlichkeit iſt das Kind nicht einmal immer ſicher, keine Geldſtrafe zu zahlen, weil man in manchen Spinnereien *zwei Arten von Uhren* hat, und man dieſe je zu Zeiten arrangirt.“ So weit Sadler. Ich weiß ſehr wohl, daß ſelbſt Aerzte den Einfluß aller dieſer Schädlichkeiten auf Geſundheit und Leben in Abrede geſtellt haben, daß man der Königl. Unterſuchungs-Commiſſion auf ihre Fragen geantwortet hat, die Arbeiter lebten nicht kürzer als andere Menſchen, daß man Liſten von *einigen* Arbeitern mitgetheilt hat, die dreißig und mehrere Jahre in Fabriken gearbeitet hätten, und über 70 Jahre alt geworden, daß man behauptet hat, das lange und viele Arbeiten bewahre das Volk beſſer vor Laſter, als der Mangel an Arbeit, daß es auch allerdings menſchenfreundliche Fabrikherrn genug giebt, die durch Schonung ihrer Arbeiter, geſundheitspolizeiliche Einrichtungen, durch Sparkaſſen, Be-

willigung freier Arznei u. ſ. w. für das Beſte ihrer Untergebenen redlich ſorgen. Aber unſere, vorhin angeführten numeriſchen Thatſachen, die den amtlichen Liſten entnommen ſind, und die wir nur hier, um nicht durch Zahlenmaſſen zu ermüden, nicht ins Einzelne verfolgen können, ſtempeln Alles, was man an gegentheiligen Factis mitgetheilt hat, als Ausnahmen, die Niemand läugnen wird. So wird man denn, nach allen hier gegebenen Erörterungen, einen entſchiedenen Einfluß der Stände und Lebensweiſen der Menſchen auf ihre Sterblichkeit und Lebensdauer, die alſo hiernach bis auf einen gewiſſen Punkt von menſchlichen Inſtitutionen abhängig gemacht iſt, uns zugeben wollen. Dieſen Satz, daß der Menſch, als Collectivum, ſeine Lebensdauer bis auf einen gewiſſen Punkt beherrſcht, geſtatten Sie mir, noch einige Schritte weiter hier zu verfolgen.

Voltaire hat zuerſt behauptet, daß unter den Selbſtmördern die Mehrzahl Unverheirathete ſeien, und ſo zuerſt die Ehe als eine Bedingung zur Lebenserhaltung betrachtet. Auch Hufeland und Déparcieux ſtellten den Satz auf, daß im eheloſen Stande die Dauer des Lebens kürzer ſei. Es verlohnte ſich, bei der Wichtigkeit des Gegenſtandes, in eine genauere Unterſuchung deſſelben einzugehen, da ohne thatſächliche Beläge wohl eben ſo viel dafür als dagegen behauptet werden kann. Sollte nicht der Unverheirathete, den keine Sorgen für eine Familie drücken, der eben deshalb, unter gleichen Verhältniſſen, ein behaglicheres Leben führen kann, ſollte nicht die Unverheirathete, die nicht durch Mutterpflichten, durch hundert für die Haushaltung und Kindererziehung nothwendige Anſtrengungen und Opfer geſchwächt und aufgerieben wird — auch ſich eines längern Lebens erfreuen, als die Verehlichten? Andrerſeits aber ſollte man wohl vorausſetzen dürfen, daß die größere Regelmäßigkeit, die das eheliche Leben herbeiführt, daß die ge-

genſeitige Pflege, die beſſere Unterſtützung in Krankheitsfällen, daß die hundert erhebenden Genüſſe des Familienlebens — auch auf die Verlängerung des Lebens wirken müſſen. Soll nun hiernach der Geſetzgeber, der ein möglichſt gutes und möglichſt langes Leben für ſeine Bevölkerung wünſchen und erzielen muß, von dieſem Geſichtspunkt die Ehen befördern oder erſchweren? Die gewöhnlichen Sterbeliſten ſind weit entfernt, auf dieſe Frage genügende Antwort zu geben, da ſie die Unterſcheidung in Ledige und Verheirathete unter den Verſtorbenen meiſtens noch gar nicht berückſichtigen, und ſo habe ich hier nur drei thatſächliche Beläge mitzutheilen, die aber, mit einer überraſchenden Einſtimmigkeit, die nicht unbedeutend größere Lebensdauer im ehelichen Stande überzeugend beweiſen, und ſo verſchiedene Zeiten und Orte umfaſſen, daß an ihre allgemeinere Gültigkeit nicht zu zweifeln iſt. Odier in Genf hat ausſchließlich für das weibliche Geſchlecht für die Jahre von **1761—1813** die mittlere Lebensdauer berechnet: und wenn man ſeine Liſten überſichtlich und durchſchnittlich ordnet, ſo ergiebt ſich bei den Mädchen, in Vergleich zu der mittlern Lebensdauer gleichaltriger Ehefrauen, ein Minus:

zu **20**	Jahren	von	**9¾**	Jahren
zu **25**	„	„	**5½**	„
zu **30**	„	„	**3½**	„
zu **35**	„	„	**2½**	„
zu **40**	„	„	**2**	„
zu **50**	„	„	**1⅓**	„

Dieſe größere Lebensdauer der verheiratheten Frauen erklärt Odier dadurch, daß er meint, nur die geſunden Frauenzimmer heiratheten, und ſo brächten die Verehlichten durch ihre kräftigere Geſundheit einen Keim längerer Lebensdauer gleich mit in die Ehe. Dieſer Satz iſt indeß in ſeiner Allgemeinheit nicht als gültig anzuerkennen, denn leider wird wohl beim Schließen der allermeiſten Ehen jede andre Be-

ziehung von Seiten der Männer mehr beachtet, als die der Geſundheit der zu wählenden Gattin, und man möchte in der That glauben, daß nur in den niedern Klaſſen, wo es dem Manne auf eine Verdoppelung der Arbeitskräfte ankommt, die Frage: ob auch die zu wählende Frau vor Allem geſund und rüſtig ſei? praktiſch wichtig genommen werde, wenn man als Arzt weiß, wie höchſt ſelten man, wenn ſonſt Alles für eine zu ſchließende Ehe ſpricht, über die Geſundheit der Zukünftigen auch nur befragt wird. So ſcheint die vorhin aufgeſtellte Erklärung denn wohl den Erfahrungen und Erlebniſſen der Aerzte mehr zu entſprechen, jedenfalls aber die Thatſache von der längern Lebensdauer im ehelichen Stande feſtzuſtehn, die auch aus einer Berechnung der von Déparcieux und Bickes gelieferten Sterbeliſten von Paris und Amſterdam erhellt. Merkwürdig iſt hierbei, daß ſich der günſtige Einfluß der Ehe auf die Lebensdauer anſehnlich bedeutender bei den Männern, als bei den Frauen geltend macht. Auch hier nur auf die allgemeinſten Reſultate mich beſchränkend, erlaube ich mir nämlich in dieſer Beziehung noch mitzutheilen, daß von **100** Ehemännern **21** mehr als von **100** Junggeſellen ein Alter von **70** Jahren und darüber erreichen, während von **100** Ehefrauen nur **17** mehr als von **100** Jungfrauen mehr als **70** Jahre alt werden. Von welcher erheblichen Wichtigkeit dieſe Unterſchiede, andrer Zwecke nicht zu gedenken, für Lebensverſicherungs-Geſellſchaften und ähnliche Inſtitute ſind, mag hier nur angedeutet ſein, um daran zu erinnern, daß mediciniſch-ſtatiſtiſche Unterſuchungen dieſer Art mehr als bloße wiſſenſchaftliche Curioſa ſind.

Wie enge Grenzen mir durch Zeit und Verhältniſſe auch an dieſem Orte geſteckt ſind, ſo würde ich doch glauben müſſen, gar zu fern von dem hier noch erreichbaren Ziele in Beziehung auf mein Thema geblieben zu ſein, wenn ich nicht noch eines höchſt wichtigen Momentes erwähnte,

das vom entſchiedenſten Einfluß auf die Lebensdauer des Menſchen iſt, ich meine Armuth oder Wohlhabenheit. Dieſer Einfluß macht ſich in ſolchem Maaße geltend, daß man, wie wir bereits oben angedeutet haben, das Verhältniß der Sterblichkeit, mit andern Worten: den Stand der mittlern Lebensdauer in einer gegebenen Bevölkerung, als Maaßſtab ihres Wohlſtandes betrachten kann. „Wohlſtand und Lebensdauer ſind gewiſſermaaßen ſynonyme Begriffe“, ſagte ein Hauptverfechter dieſer folgenreichen Anſicht, der klare und beſonnene Sir Francis d'Ivernois in Genf, und ſprach damit in der That keine Uebertreibung aus. Wenn dem ſo iſt, ſo muß ſich thatſächlich beweiſen laſſen, daß überall der Arme kürzer lebt als der Reiche, daß ſich mehr Sterbefälle in einer Bevölkerung von Dürftigen ereignen, als, unter gleichen Umſtänden, unter einer Maſſe von Wohlhabenden. Auch hier aber ſehen wir die öffentliche Meinung, die ſich immer nur von Einzelfällen nährt, zwiſchen den Extremen ſchwanken. Wie, ſagt man, der Arme ſollte nicht kürzer leben, der im Schmutze einer kalten, finſtern, dumpfigen Stube hauſt, der ſich in ſchädlichen Dünſten, die ſein Broderwerb ihm zuführt, abmüht um ein klägliches Tagelohn, das kaum zur Stillung ſeines Hungers hinreicht? Der, wenn er mit Aufopferung aller Kräfte, etwas mehr erſchwingt, ſich dem Trunk und den wüſteſten Ausſchweifungen hingiebt, um nur ſeinen kleinen Theil irdiſchen Genuſſes zu erhaſchen? Der, im Erkrankungsfalle, aller Pflege, oft der nothdürftigſten Arznei entbehren muß? Haben nicht alle Volksſeuchen bewieſen, welche wirkſame Lieferanten des Todes Schmutz, Elend, Hunger, ſchlechte Wohnungen ſind? Das fürchterliche epidemiſche Fieber in Irland in den 3 Jahren von 1817—1819 verbreitete ſich nirgends in die begüterten Klaſſen, und die Truppen wurden unverhältnißmäßig wenig von der Seuche ergriffen, weil der Soldat beſſer wohnt, beſſer genährt und bekleidet iſt, als der Bauer in Irland. In Berlin gehörte

in der erſten großen Choleraepidemie von 1831 nur der 21ſte Erkrankte den höheren Ständen an, und ganz ähnliche Erfahrungen ſind, wie allbekannt, überall in Europa gemacht worden. Ja gewiß alſo: der Arme ſtirbt früher als der Reiche, dem die beſtmögliche Befriedigung aller Bedürfniſſe geſtattet iſt, der in geſunden Tagen Alles thun kann, um einem Erkranken vorzubeugen, dem im Erkrankungsfalle hundert geſchäftige Hände, ein guter Arzt, ein vielleicht noch beſſerer Koch, dem alle Behaglichkeiten bis zum Rollſtuhl und Luftkiſſen zu Gebote ſtehen, der ſich die entfernteſten Heilquellen, die ſeltenſten Weine für ſein Geld in ſeine Nähe zaubert, der ſich Tag in Nacht, Winter in Sommer, London in Malta verwandeln, Petersburg mit Nizza, Berlin mit — Gräfenberg vertauſchen kann, je nachdem ſein körperlicher Zuſtand das Eine oder das Andere verlangt. Alle dieſe wichtigen Einflüſſe müßten dies ja nicht ſein, wenn die Lebensdauer des Reichen nicht länger ſein ſollte, als die des Armen. Aber — andrerſeits wer ſind denn die Greiſe von hundert Jahren und darüber, von denen die Zeitungen ſprechen? Sind es die Vornehmen oder die Millionärs? Oder ſind es nicht vielmehr invalide Soldaten, Tagelöhner, Botenfrauen, Leute aus den letzten Volksklaſſen, von deren großer Dürftigkeit meiſtens zugleich mit der Nachricht von ihrem ſpäten Tode berichtet wird? Haben nicht von der heiligen Schrift an alle Volksfreunde von jeher Nüchternheit, Mäßigkeit, Einfachheit als die ſicherſten Mittel zur Lebensverlängerung gepredigt, und übt nicht, nothgedrungen, der Arme dieſe Tugenden häufiger als der Reiche, deſſen Ab- und Ausſchweifungen in Beziehung auf Diät und Lebensweiſe feiner, geläuterter, aber vielleicht nur um ſo eingreifender ſchädlich ſind, als die Exceſſe der ärmern Klaſſen? Bei ſolchem Widerſpruch der Einzelfälle kann nur die Beleuchtung von Maſſenerfahrungen, d. h. mediciniſch-ſtatiſtiſche Unterſuchung, Antwort auf die wichtige Frage geben.

Digitized by Google

Die Hauptſchwierigkeit aber liegt hier in der Vorfrage: welche Menſchenmaſſe im Allgemeinen man als reich, welche als arm betrachten könne? In Berlin, wird man antworten, kann z. B. die Bevölkerung des nördlichen Theils der Wilhelmsſtraße, der Linden, des Pariſer-, des Wilhelmsplatzes als eine im Wohlſtand lebende, die der Gollnowsſtraße, der Scheunengaſſen, der Landwehr-, der Flieder-, der Mehnerts- und vieler andrer Straßen, deren Namen vielleicht einem Theil dieſer Verſammlung ganz fremd iſt — als eine arme betrachtet werden. In andern und noch größern Hauptſtädten ſcheiden ſich dieſe beiden Elemente der Bevölkerung noch ſtrenger von einander, als bei uns, und namentlich ſchneiden ſich die beiden Extreme in Paris ſo von einander ab, daß wenn man z. B. den 1ſten Stadtbezirk, das Tuillerien-Viertel, und den 2ten, die durch Reichthum und Luxus ſo berühmte Chauſſée d'Antin mit dem 12ten Stadtkreiſe, dem Studentenviertel Faubourg St. Jacques und dem berüchtigten Faubourg St. Marceau vergleicht, in welchem man die von ganz Europa hier abgeſetzte Hefe zu ſehen vermeint, man kaum glauben kann, ſich in einer und derſelben Stadt zu befinden. In der That hat Villermé dies Kriterium als Grundlage für ſeine Forſchungen in Betreff unſerer Frage benutzt, die verhältnißmäßige Sterblichkeit in den zwölf Pariſer Stadtvierteln aus den 5 Jahren von 1817 — 1822 unterſucht und ſehr merkwürdige Unterſchiede gefunden, von denen hier hervorzuheben genügen mag, daß in der Chauſſée d'Antin erſt der 63ſte, im Faubourg St. Marceau und St. Jacques aber ſchon der 44ſte Menſch im Jahre ſtirbt. Noch viel greller aber wird dies bedeutende Schwanken der Sterblichkeit in einer und derſelben Stadt zwiſchen 1:62 und 1:43, wenn man erwägt, daß hier noch nicht die Todesfälle in den Krankenhäuſern in Anſchlag gebracht ſind, wozu die verſchiedenen Stadtviertel natürlich je nach dem Wohlſtande oder dem Elend ihrer Be-

völkerung ein ſehr verſchiedenes Contingent geliefert haben. Aus den drei reichſten Arrondiſſements von Paris ſtarb nämlich in den genannten 5 Jahren erſt der 43ſte in den Hospitälern, aus den drei ärmſten aber ſchon der 26ſte. Und ſo kann hiernach angenommen werden, daß unter der armen Bevölkerung in Paris nahezu noch Einmal ſo viele Todesfälle ſich ereignen, als unter der wohlhabenden, wobei endlich noch nicht einmal die Sterblichkeit in ſeuchenartigen Volkskrankheiten in Anſchlag gebracht iſt, die indeß aller Orten nur ſelten vorkommen.

Gegen dieſe Art und Weiſe, den Einfluß der Wohlhabenheit auf die Lebensdauer der Menſchen zu ermeſſen, hat indeß B. de Chateauneuf den nicht unbegründeten Einwand erhoben, daß, nach welchem Maaßſtabe man immer den Wohlſtand einer Provinz oder auch nur eines Stadtviertels meſſen möge, es nicht fehlen könne, daß in einer ſolchen größern wohlhabenden Bevölkerung ſich doch auch viele Arme, in einer in Dürftigkeit lebenden ſich viele Wohlhabende finden müſſen, wodurch ein Ergebniß, wie das Obige, nothwendig an ſeiner Beweiskraft verlöre. Auf einem etwas veränderten Wege ſuchte daher dieſer Gelehrte die Frage zu löſen. Er ſammelte nach guten Quellen die Lebensalter von 1600, am 1. Januar 1820 lebenden regierenden Herrn, Cardinälen, Erzbiſchöfen, Pairs von Frankreich, Miniſtern, hohen Militairs u. ſ. w., dieſe als Repräſentanten nehmend für Alles, was die Geſellſchaft Höchſtes aufzuzeigen hat, als Menſchen, welche aller Vortheile theilhaftig ſind, die Geburt, Macht, Rang und Reichthum geben, und die alles äußern Glücks genießen, das eine ſolche glänzende Stellung gewährt, und Chateauneuf verfolgte nun das Ausſterben dieſer 1600 Perſonen in den zehn folgenden Jahren. Andrerſeits verglich er das Lebensalter von 2000 verſtorbenen Bewohnern (wieder) des 12ten Stadtbezirks von Paris, Lumpenſammlern, Gaſſenkehrern, Waſſerträgern u. ſ. w., von

denen, was als ſtärkſter Beweis ihres Elends diene, wenigſtens drei Viertel in den Hospitälern geſtorben waren. Dieſe Vergleichung zeigte gleichfalls die überraſchendſten Verſchiedenheiten, aus denen ich hier nur hervorheben will, daß, wenn von den hochgeſtellten Perſonen in dem Lebensalter vom 35ſten bis 65ſten Jahre 10 vom Hundert ſtarben, aus der armen Klaſſe 19, alſo wieder nahezu noch Einmal ſo viel dem Tode zum Opfer fielen, und daß aus der erſten Klaſſe für das Lebensalter vom 80ſten bis zum 90ſten Jahre noch 27½ vom 100 an Sterbefällen verzeichnet ſind, während aus der letzten Klaſſe nur noch unmerkliche Bruchtheile berechnet werden konnten, welche überwiegende Sterblichkeit der Reichen in den höchſten Lebensaltern ja nur wieder beweiſt, wie überwiegend viele aus dieſer Klaſſe nach dem 80ſten Jahre noch am Leben waren.

Nach Golde drängt,
Am Golde hängt
Doch Alles, ach! wir Armen!

ſagt unſer Dichter, und geiſtvoll bemerkt Chateauneuf, daß man ſagen möchte, wie beim Jagen der Menſchen nach Glücksgütern, ein geheimer Inſtinkt ihnen zuflüſtere, daß ſie mit Gold ſich zugleich ein längeres Leben verſchaffen. — Indeſſen es konnten auch dieſe Unterſuchungen uns noch nicht ganz genügen, weil die beiden Vergleichungspunkte nicht ganz richtig gewählt ſind. Denn wenn einerſeits bei den armen Bewohnern des letzten Pariſer Stadtviertels die ganze Bevölkerung, alſo Menſchen aus den allerverſchiedenſten Lebensaltern, in Vergleich gezogen, und nur die weniger als 25jährigen von Chateauneuf nicht berückſichtigt worden, ſo bedingte ſchon die Stellung der als Reiche betrachteten, der Cardinäle, Erzbiſchöfe, Miniſter, Generale ꝛc. von Hauſe aus höhere Lebensalter, und es iſt einleuchtend, daß dieſer Unterſchied das Ergebniß der Unterſuchung trüben mußte, weshalb ich verſuchte, auf einem andern Wege die

Frage vom Einfluß des Wohlſtandes oder der Armuth auf die Lebensdauer zur Löſung zu bringen. Wenn nämlich ſtatt einzelner Klaſſen der Geſellſchaft: Cardinäle, Miniſter ꝛc. ganze Familien mit Kindern und mit Frauen als Repräſentanten der Wohlhabenheit zur Betrachtung gezogen werden mußten, ſo entſtand nur die weitere Frage: welche Bevölkerung, als Ganzes, iſt möglichſt ohne Ausnahme als eine reiche anzunehmen? Man wird mir zuzugeben geneigt ſein, daß eine größere Anzahl von ausſchließlich fürſtlichen und gräflichen, regierenden oder nicht regierenden Familien eine ſolche Bevölkerung darſtellt. Wenn aber andrerſeits eine Provinz oder auch nur ein Stadtviertel nicht als ohne Ausnahme nur von Armen bevölkert gedacht werden konnte, ſo wird man doch an einer allgemeinen Dürftigkeit nicht zweifeln, wenn eine Anzahl von Almoſenempfängern, und nur von ſolchen, ſich als die zu betrachtende Menſchenmaſſe vorſtellt. So habe ich denn nach genealogiſchen Quellen die Lebensalter von 713 verſtorbenen Mitgliedern deutſcher fürſtlichen und gräflichen Familien geſammelt, und damit die Alter von 2000 Berliner Stadtarmen bei ihrem Tode, nach den amtlichen Berichten, zuſammengeſtellt, wobei ſich die merkwürdigſten Differenzen ergeben. Wenn man nämlich die Grundzahlen auf 1000 reducirt, und die Sterbefälle in den verſchiedenen Lebensaltern nach den Regeln der Mortalitätstafel ordnet, ſo ergiebt ſich, daß von 1000 neugebornen Kindern jener vornehmen Familien zu 5 Jahren noch 943 am Leben waren, von eben ſo vielen Kindern der Berliner Stadtarmen zu 5 Jahren nur noch 655. Das 20ſte Jahr erreichten junge Leute aus der erſtern Klaſſe 886, aus der letztern nur 566, das 35ſte dort 753, hier waren die urſprünglichen Tauſend ſchon bis auf 486 ausgeſtorben. Zu 50 Jahren lebten in den vornehmen Familien noch 557, in den armen nur noch 338. Mit 70 Jahren waren die 1000 Hochgebornen auf 235, die

1000 im Elend Gebornen auf halbmal ſo wenig, 117 zuſammengeſchmolzen, und wenn das hohe Alter von 90 Jahren 15 aus der erſten Klaſſe zu erreichen ſo glücklich waren, ſo ſchleppten nur 4 Arme ihr Leben bis an dies ſpäte Ziel hin! Man erſtaunt, wenn man hier ſieht, wie viel eine glückliche äußere Stellung, wie ſie Ehre, Macht und jeden Lebensgenuß gewährt, auch für die eigentliche Verlängerung des Lebens vermag! Von beiden Endpunkten der bürgerlichen Geſellſchaft 1000 gleichzeitig Geborne annehmend, ſehen wir vom 10ten Jahre ab fortdauernd mehr als die Hälfte überlebend unter den Reichen, von denen grade noch Einmal ſo viel als unter den Armen das 70ſte Jahr, das ſ. g. natürliche Lebensziel, erleben. Oder mit andern Worten: die mittlere Lebensdauer der hier betrachteten Fürſten und Grafen bei ihrer Geburt betrug 50 Jahre, die der Berliner Almoſenempfänger nur 32 Jahre, und der Zufall, der ein Kind auf den Polſtern des Begüterten geboren werden ließ, gab ihm ein Geſchenk von achtzehn mehr zu durchlebenden Jahren mit auf den Weg, als dem andern Kinde, das auf dem Strohlager der Bettlerin das Licht der Welt erblickte! Eine hierhergehörige Thatſache iſt zu merkwürdig, um ſie nicht mitzutheilen. Ein Verein in Genf hatte bei einer Pariſer Verſicherungsgeſellſchaft, die ſtatutenmäßig den Einſchuß einer Summe verlangt, welche, wenn das verſicherte Kind vor ſeinem 5ten Jahre ſtirbt, der Geſellſchaft verbleibt, die aber, wenn das Kind das genannte Jahr vollendet, den Deponenten mit hohen Zinſen zurückgezahlt wird — das Leben von 19, drei Monate alten Säuglingen verſichert. Nach vier Jahren war nur erſt ein Einziges dieſer Kinder geſtorben, und dies Eine war zufällig ertrunken, ein unerhört günſtiges Verhältniß, daß Sir Francis d'Ivernois, der dies Factum bekannt machte, mit Recht nur dadurch begreiflich findet, daß die verſicherten Kinder wohlhabenden Genfer Eltern, Kaufleuten u. ſ. w.

angehörten, und das man beſtimmt nie und nirgends unter 19 Kindern von Armen ſich wiederholen ſehen wird.

Bei ſo vielen ganz übereinſtimmenden Erfahrungen aus Deutſchland und Frankreich kann und muß der bedeutende Einfluß der Wohlhabenheit auf die Lebensdauer des Menſchen als feſtgeſtellt angenommen werden, und es können die vorhin zugegebenen Fälle von faſt nur bei Dürftigen vorkommenden höchſten Lebensaltern gegen dieſe allgemeine Regel gar nichts beweiſen, die vielmehr nur Zeugniß geben von der großen Lebenskraft ſolcher einzelnen, ſeltnen Menſchen, die ein durch 70, 80 Jahre fortgeſetztes Abmühen und Entbehren nicht untergraben konnte. Iſt aber hier gezeigt worden, wie viel äußerer Wohlſtand auf die Verlängerung des Lebens wirke, ſo dürfte eine der wichtigſten Fragen berührt ſein, die Regierungen, Staatsmänner und Geſetzgeber intereſſiren können, in deren Hände eben die Beförderung des Wohlſtandes ihrer Bevölkerung gelegt iſt, und die doch das Leben als höchſtes Gut ſo lange erklären — als ſie die Todesſtrafe als höchſte Strafe feſtſetzen.

Leb'n wir länger, als die Generationen vor uns gelebt haben? — — Wäre die von dem ehrwürdigen Berliner Probſt Süßmilch ſogenannte göttliche Ordnung in den Verhältniſſen der Sterblichkeit des Menſchengeſchlechts eine ſo eiſerne, unabänderliche, wie die Phyſico-Teleologen wohl behauptet haben, dann würde eine Unterſuchung der Frage von der Zunahme der Lebensdauer etwas eben ſo Ueberflüſſiges ſein, als wenn man ergründen wollte, ob das Geſetz der Schwere ſeit Newton ſich verändert habe. Wenn es aber ſeit Hippocrates doch feſtſteht, daß die mannichfachſten Einflüſſe eine beſtimmte Einwirkung auf Geſundheit und Leben des Menſchen äußern, wenn außer „Luft, Waſſer und Boden" des Hippocrates die tauſend Verwickelungen des bürgerlichen Zuſammenlebens, von denen jener große Naturforſcher noch keine Ahnung haben konnte, noch ſo viel-

ſache andere, dem Leben nützliche und ſchädliche Potenzen herbeigeführt haben, ſo wird von vorn herein zugegeben werden müſſen, daß die Geſetze, nach denen die Geſchlechter ausſterben, je nach der Veränderung jener Einflüſſe Abweichungen innerhalb gewiſſer Breiten unterworfen ſind, deren Ergründung eben die Aufgabe ärztlicher und ſtaatswiſſenſchaftlicher Forſchungen bleiben muß. Alle Sachkenner aber ſind jetzt über den Thatbeſtand der Zunahme der Lebensdauer einig, und nur über das Maaß dieſer Zunahme verſchiedener Meinung. Finlaiſon bemerkt, daß, nach ſeinen eigenen Unterſuchungen, das Sterblichkeitsverhältniß in England ſich während des letzten Jahrhunderts in einem ſehr auffallenden Grade vermindert habe, und ein anderer engliſcher Schriftſteller, Corbaur, hat aus den Verbeſſerungen der Lebensbedingungen im engliſchen Volke eine Verlängerung der Lebensdauer der jetzigen Generation gegen die vor 1780 von nicht weniger als 19 Jahren beweiſen wollen, aber iſt ſelbſt von einer ſolchen, jedenfalls weit übertriebenen, Annahme zurückgekommen. Näher der Wahrheit tritt Matthieu, wenn er für Frankreich die Zunahme der Lebensprobabilität ſeit der (erſten) Revolution auf etwa drei Jahre ſchätzt, und als Erklärung dafür die Einführung der Kuhpockenimpfung und die Wohlhabenheit heranzieht, die ſich bis in die unterſten Klaſſen verbreitet hat. Genauere Data hat ſein Landsmann Chateauneuf der Pariſer Academie im Jahre 1826 vorgelegt, woraus hervorgeht, daß im Allgemeinen in Frankreich vor 50 Jahren 1 von 30 Lebenden, jetzt nur 1 von faſt 40 ſtirbt. Eine Unterſuchung und Vergleichung der Sterblichkeit in den großen Städten: London, Petersburg, Wien, Berlin, Philadelphia, Hamburg, Prag, Breslau, Braunſchweig und Magdeburg im vorigen und im laufenden Jahrhundert, deren Einzelnheiten ich hier unterdrücken muß, hat mir gleichfalls eine ſehr erhebliche Verlängerung der wahrſcheinlichen Lebensdauer in der neuern

Zeit ergeben, eine erfreuliche Wahrheit, die die Fortſchritte des Menſchengeſchlechts, wie keine andere, ſchlagend erweiſt. Was Berlin namentlich betrifft, ſo vermögen wir genaue Sterbeliſten aus einem faſt 100jährigen Zeitraume mit einander zu vergleichen, und es ergiebt ſich hieraus, daß jetzt 48 von Tauſend weniger in den Kinderjahren bei uns ſterben, als noch vor 80 Jahren, dagegen 27 von 1000 Menſchen mehr als damals in die höchſten Lebensalter gelangen.

Wer möchte nach ſolchen Thatſachen, die leicht noch vervielfältigt werden könnten, noch daran zweifeln, daß das jetzige Geſchlecht länger lebt, als die vorangegangenen Geſchlechter? Zur Verbreitung der gegentheiligen Meinung, auch unter die Gebildeten, haben nur Unkenntniß der betreffenden Thatſachen und die fromme, aber irrige Anſicht der vormaligen Phyſico-Teleologen geführt, die den Schöpfer des Menſchenlebens dieſem eine unwandelbare Bahn, wie den Himmelskörpern, vorzeichnen ließen. Von den vielen irrigen Schlußfolgerungen, zu denen eine zu wörtlich verſtandene Annahme einer „göttlichen Ordnung" in den Lebens- und Sterbeverhältniſſen führen mußte, liegt es dem Arzte wohl am nächſten, die ſo oft wiederholte Behauptung der Verächter der Heilkunde widerlegend hervorzuheben: „daß zu allen Zeiten ſo viel Menſchen geſtorben ſeien, als jetzt, daß das famoſe Syſtem des ſeeligen Doctor Sangrado am Ende ſo gut ſei, als ein Andres, daß an Orten, wo Mangel an guten Aerzten, doch nicht mehr Menſchen ihren Krankheiten unterlägen, als an andern Orten" u. ſ. w. — Wenn aber, nach obigen Beweiſen, die Arzneikunſt dieſe Vorwürfe nicht verdient, ſo bin ich doch weit entfernt, ihr allein die erfreulichen Fortſchritte beizumeſſen, die das Menſchengeſchlecht in der hier betrachteten Beziehung gemacht, und woran ſie für ſich nur ihren unbeſtreitbaren Antheil hat. Man hat, zur allgemeinen Erklärung, eine Menge ſolcher einzelner, urſächlichen Verhältniſſe aufgeſucht, und bald die Ein-

führung der Kartoffel in Europa, die Verbeſſerungen im Anbau der Halmenfrüchte, die Fortſchritte der Viehzucht, bald die Einführung der Seife zum allgemeinen Hausgebrauch, als Bedingung allgemeinerer Reinlichkeit, bald die verbeſſerte Einrichtung der bürgerlichen Wohnungen, das Lichten von Wäldern und Austrocknen von Sümpfen, bald die Veränderungen in manchen ſtaatlich-geſelligen Einrichtungen, wie die Gütertheilungen, Handelsfreiheit u. dergl., bald endlich die Verbeſſerungen in der Heilkunſt und mediciniſchen Polizei, hier vor Allem die Einführung der Schutzpockenimpfung — als Urſache jener wichtigen Veränderung aufgeſtellt. Wie es aber ſchwer, ja unmöglich werden ſollte, durch thatſächliche Forſchungen zu beweiſen, daß einem einzigen dieſer oder ähnlicher Einflüſſe die Palme gebühre, ſo drängt ſich vielmehr der Schluß auf, daß ſie eben Alle gemeinſchaftlich, daß eben die Fortſchritte der Civiliſation, der Ausdruck der Fortſchritte des menſchlichen Geiſtes, ſo günſtig auf die Verlängerung des menſchlichen Lebens gewirkt haben. Und wenn eine philoſophiſch-religiöſe Anſicht die Unterſuchung über Leben und Sterben des Menſchen zuſammenhalten muß, ſo dünkt es uns einer ſolchen zu entſprechen, wenn wir annehmen, daß, ſo wie der Schöpfer dem Menſchen Boden, Luft, Feuer und Waſſer, alles Irdiſche hingab, und ihn mit Verſtand begabte, um dieſe Güter zu ſeinem beſſern und immer beſſern Gedeihen zu benutzen, er ihm ſo auch das koſtbarſte Gut, das eigene Leben, anvertraut habe, um es innerhalb der möglichen Grenzen, je nach verſtändigſter Bewirthſchaftung, möglichſt lange zu genießen.

Wem es nur um eine möglichſt-lange Dauer des Lebens zu thun wäre, ohne Rückſicht auf ſo viele Verhältniſſe, die das Leben erſt recht werthvoll machen, und die man nicht willkührlich mit ſich fortreißen laſſen kann, dem möchte man rathen, den Fleck in Europa aufzuſuchen, der ſich

durch die größte bekannte Lebenswahrſcheinlichkeit in unſerm Welttheile auszeichnet. Dieſer kleine Fleck iſt das — Waadtland — von welchem Muret ſchon vor nahe 80 Jahren ermittelte, daß ſich die wahrſcheinliche Lebensdauer bei der Geburt hier auf nicht weniger als 41 Jahre erſtrecke, ein Ziel, das weit über das gewöhnliche hinausgeht und das neuere Unterſuchungen beſtätigt haben. Ueberhaupt zeigt die ganze Schweitz ein recht günſtiges Sterblichkeitsverhältniß ihrer Bewohner, und das Verhältniß, in welchem die Geſtorbenen zur Bevölkerung ſtehen, hat die innigſte Beziehung zu der wahrſcheinlichen Lebensdauer dieſer Bevölkerung — denn es ſtirbt in der Schweitz erſt faſt der 41ſte Menſch im Jahre. Dieſes Verhältniß geſtaltet ſich indeß in einigen andern europäiſchen Ländern noch erfreulicher. In Frankreich ſtirbt faſt nur der 42ſte, in Belgien der 44ſte, in England mit Wales angeblich gar erſt der 50ſte. Gegen ein ſo hohes tritt das Sterblichkeitsverhältniß in Preußen allerdings in einen etwas dunkeln Hintergrund, indem es im Mittel der 24 Jahre von 1817—1840 nur 1 : 34,2 betrug, und ſo zu ſchwanken pflegt, daß man den 35ſten bis 36ſten Menſchen als jährlich in den, dem Preußiſchen Scepter unterworfenen Ländern ſterbend annehmen muß. Um unſer Vaterland aber in der hier beleuchteten wichtigen Beziehung nicht gar zu ungünſtig gegen ſeine Nachbarländer hingeſtellt zu ſehen, wie es nach den mitgetheilten, allerdings auf den beſten und amtlichen Quellen beruhenden Verhältniſſen ſcheinen möchte, muß zur einfachen Steuer der Wahrheit bemerkt werden, daß wohl in keinem Lande die amtlichen Liſten ſo thatſächlich richtig und genau ſind, als eben in Preußen. Was namentlich das ſo eben angeführte überraſchend günſtige Verhältniß der Sterblichkeit in England betrifft, ſo genüge es hier nur anzuführen, daß der Verfaſſer der für das Parlament bearbeiteten amtlichen Bevölkerungsberichte, Rickmann, ſelbſt über die Mangelhaf-

tigkeit der öffentlichen Liſten klagt, wonach eine ſehr erheblich kürzere Lebensdauer in Preußen, in Vergleich zu England, wohl noch begründeten Zweifeln unterliegt.

In Preußen alſo ſtirbt durchſchnittlich der 35 ſte Menſch. Dieſe einfache Thatſache bietet Gelegenheit zu einer kleinen Abſchweifung aus dem Reiche der Wiſſenſchaft in das Gebiet des Aberglaubens, die mir zum Schluß noch geſtattet ſein möge. Wo demnach immer 35 Bewohner Preußens zuſammen ſein mögen, da iſt Wahrſcheinlichkeit vorhanden, daß Einer von ihnen im Jahre mit Tode abgehen werde, ſo auch z. B. bei einem gemeinſchaftlichen mit 35 Perſonen beſetzten Mahle. Hierbei iſt indeß noch zu beachten, daß in dieſer Vereinigung möglichſt die verſchiedenſten Lebensalter unter den Theilnehmenden vertreten ſein müßten, da das allgemeine Sterblichkeitsverhältniß alle Lebensjahre einſchließt, und es dürfte ſonach, wenn die Beſorgniß, daß Einer der 35 Tiſchgenoſſen im Jahre ſterben werde, auch nur einigermaßen begründet ſein ſollte, an der Tafel weder der 70jährige Urgroßvater, noch der Einjährige Urenkel fehlen, wo dann beiläufig angeführt, die Wahrſcheinlichkeit des Todes immer noch mehr für den Einjährigen, als für ſeinen Urgroßvater ſein würde. Mit der Zahl der Theilnehmer einer Genoſſenſchaft vermehrt ſich natürlich jene Wahrſcheinlichkeit, an die Niemand gern denkt, und ein coloſſales Jubiläumsmahl z. B. von zehnmal 35 Perſonen verſchiedenſter Alter, würde ſchon die Wahrſcheinlichkeit von 10 Sterbefällen im Jahre bedingen, unter denen, wie eben bemerkt, der Jubilar ſelbſt keineswegs zu ſein braucht, und welche zahlreiche Sterbefälle, zur Beruhigung geſagt, ſich überhaupt ſchwerlich unter den 350 Feſtgebern ereignen werden, da hier noch die mannichfachen übrigen Rückſichten der menſchlichen Lebensdauer in Betracht kommen, die vorhin beſprochen worden ſind. Unnöthig aber erſcheint es nunmehr noch anzuführen, daß, wenn die Zahl der Theil-

nehmer unter 35 beträgt, auch nicht die geringſte mediciniſch-ſtatiſtiſche, d. h. auf wiſſenſchaftlichen Thatſachen begründete Wahrſcheinlichkeit vorhanden iſt, daß Einer von ihnen im Laufe des Jahres ſterben werde, ſelbſt wenn ſich durch Neckerei des Schickſals nur — dreizehn am Tiſche zuſammengefunden haben ſollten. Und welche Vorkehrungen werden in ſolchem Falle wohl getroffen, um den drohenden, gefürchteten Feind abzuhalten! Man holt z. B., mit Hintenanſetzung aller übrigen Rückſichten, eins, zwei kleinere Kinder als Theilnehmer herbei, um nur die verhaßte Zahl dreizehn zu tilgen — und ahnet vielleicht nicht, daß man hier grade das Alter der größten Sterblichkeit des Menſchen in die Berechnung zieht, und daß eine erheblich größere Wahrſcheinlichkeit vorhanden, daß unter dreizehn Erwachſenen und Einem Kinde Ein Individuum nicht mehr länger als Ein Jahr leben werde, als unter dreizehn erwachſenen Menſchen allein.

Eine einzige Combination indeß kann dennoch gedacht werden, bei welcher es nicht ſo ganz unbedenklich wäre, ſich zu dreizehn zu Tiſche zu ſetzen. Es iſt dies der Fall, wo ſämmtliche Theilnehmer ſich in dem Alter befinden, in welchem, der Erfahrung nach, der Dreizehnte ſtirbt. Dies iſt, für Berlin wenigſtens, kein Anderes, als — das achtundſechzigſte Lebensjahr. Solche patriarchaliſche Mahle aber von dreizehn achtundſechzigjährigen Menſchen gehören wohl nicht zu den alltäglichen Vereinigungen, und ſo können wir auch über dieſen Punkt ganz und gar beruhigt ſein!

Gedruckt bei C. Feiſter.

Digitized by Google

Digitized by Google